

Montenegro, das Land der Cernogoren

Autor(en): **F.V.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **26 (1936)**

Heft 48

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-649061>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Doktor erhob sich, um den lästigen Menschen selbst wegzuschicken.

Es war ein Bauer, der im Flur stand. Der Schnee, der auf den Achseln seines Lodenrodes lag, schmolz und sammelte sich auf den Steinfliesen des Bodens zu Wasserlachen.

„Ah, Ihr seid's, Wendriner, was wollt Ihr denn von mir?“

„Mein Jüngster will ersticken, Herr Doktor!“

„So“, machte der Doktor, „ich werde zeitlich früh nachsehen.“

Der Bauer schüttelte den Kopf. „Ohne Ihre Hilfe wird er die Nacht nicht überleben, Herr Doktor.“

„Mann Gottes, ich kann an diesem Abend nicht fort mein Knabe liegt gerade im Sterben.“

Die beiden Männer schwiegen, jeder dachte an sein Unglück. —

„Das ist ja begreiflich, Herr Doktor, Sie können den Ihrigen retten“

„O, der Meinige ist verloren“

Von neuem Stillschweigen von neuem begann der Bauer: „Sie sagen, der Ihre ist verloren, der Meinige ist noch nicht verloren und ich habe ihn als alter Mann bekommen es kommt keiner mehr nach“

„Zeitlich früh werde ich kommen ich verspreche es Ihnen, Wendriner.“

Der Bauer schüttelte den Kopf. „Ohne Sie wird er die Nacht nicht überleben, Herr Doktor.“

„Laßt mich meinem Jungen doch erst die Augen zudrücken um Mitternacht vielleicht“

„Aber wenn Sie hier doch nichts mehr ausrichten können“ wagte der Bauer wieder einzuwenden. Bei diesen Worten fuhr der Doktor auf.

„Ob ich es nicht am Ende doch kann? Was versteht Ihr davon? Er lebt immer noch und solange er lebt, werde ich nicht fortgehen — versteht Ihr?!“

Der Mann zerknüllte seinen alten Filz mit beiden Händen, zögerte, dann ging er der Tür zu. Murmelnd, ohne Empörung, sowie man sich ins Unvermeidliche fügte, wollte er sich langsam entfernen.

„Wartet!“ befahl der Doktor, „hustet er immer heftige Anfälle, nicht wahr?“

„Anfangs viel, hernach weniger ist das ein gutes Zeichen?“

„Nein wie atmet er?“

„Mit Pfeifen geht der Atem aus und ein und dann nimmt's ihn an der Gurgel auf einmal als ob er ersticken würde. Ist er verloren, Herr Doktor?“

„Nicht gerade das ist eine Frage der Zeit und des Glückes man kann doch eine Einspritzung mit Serum probieren und im Falle des Ersticken einen Luftröhrenschnitt oder das Einsetzen eines Röhrchens.“

Der Bauer faßte dieses Hin und Wider in den Schluß zusammen: „Herr Doktor, um Christi Barmherzigkeit bitte ich Sie — Sie vermögen nichts mehr für Ihr Kind, aber für meines könnten Sie noch was tun.“

Der Arzt schaute ihn mit erschrockenen Augen an. Dann antwortete er mit fester Stimme: „Wartet auf mich ich komme mit Euch!“

Er ging ins Zimmer zurück. Das Kind atmete kaum, es war schon so bleich, daß es keinen Tropfen Blut mehr zu haben schien.

„Höre, Irene, laß ihn von Zeit zu Zeit an diesem Fläschchen riechen das ist alles.“

„Warum gibst du mir diesen Auftrag?“

„Weil ich fort muß.“

„Du in dieser Nacht?“

„In Haselbach liegt ein kleiner Junge im Sterben, vielleicht kann ich ihn noch retten.“

„Und der Unsrige?“

„Das Leben unseres Johannes steht nicht mehr in Menschenhand, was noch zu tun ist, kannst du besorgen.“

„Verlaß uns nicht, Martin!“

„Ich muß!“ Sie richtete sich am Rand des Bettes auf wie eine Wölfin, die ihr Junges verteidigt.

„Du liebst den Johannes nicht Du liebst mich nicht geh nur!“

Also unverstanden, neigte er sich nochmals über sein Kind, seine Wange war noch warm, trotz der Wachsfarbe, und schnell, ohne sich umzukehren, als fürchtete er, seinen Willen zu verlieren, verließ er das Zimmer. — — —

Auf dem Schlitten wechselte er mit Wendriner nicht ein Wort. Der Weg ging durch eine waldige Schlucht, tief unten zwängte sich die Sagenbachklamm über Geröll und Eisbänke.

Endlich hielt der Schlitten vor einem alleinstehenden Haus. Unter der hellerleuchteten Tür stand die Frau mit einer Magd. „Ah, der Herr Doktor ist gekommen!“ seufzte sie erleichtert auf, und ging den beiden in die Kammer voraus, in der der Kleine röchelte.

Underhalb Stunden später packte Doktor Lienert seine Instrumente zusammen und schickte sich an zum Fortgehen.

„Er ist gerettet, nicht wahr, Herr Doktor?“ sagte die Frau.

„Ich glaube ja, ich werde morgen wiederkommen.“

Der Bauer klaubte aus seiner Brieftasche eine Banknote heraus, die er sich für den Arzt eingesteckt hatte. Dieser aber wies sie zu seinem größten Erstaunen zurück mit den Worten: „Nein, mein Lieber! Niemand auf der ganzen Welt kann mir den Gang dieser Nacht bezahlen!“

Die Heimfahrt ging ebenso einsilbig vor sich. An der Straßekreuzung von Gugging beleuchteten zwei Windlichter ein großes, steinernes Bild des Gekreuzigten, auf dessen Armen Schnee lag. Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns geschenkt — erinnerte sich der Doktor aus seiner Jugendzeit. Seit der Wegfahrt von Haselbach suchte er sich wieder in seinem Schmerz und inneren Aufruhr zu vertiefen — aber er fand ihn nicht mehr bitter — ein unbekanntes Gefühl von Befriedigung, Heiterkeit und süßer Freude war in sein Herz eingezogen.

Er dachte allerdings an seinen kleinen Johannes, den er wohl nicht mehr lebend antreffen würde, und er wunderte sich, daß er ohne Bitterkeit daran denken konnte. Er nahm seinen Schmerz hin in seiner natürlichen Einfachheit, ohne ihn durch Auflehnung gegen Gott und die Menschen zu vergiften.

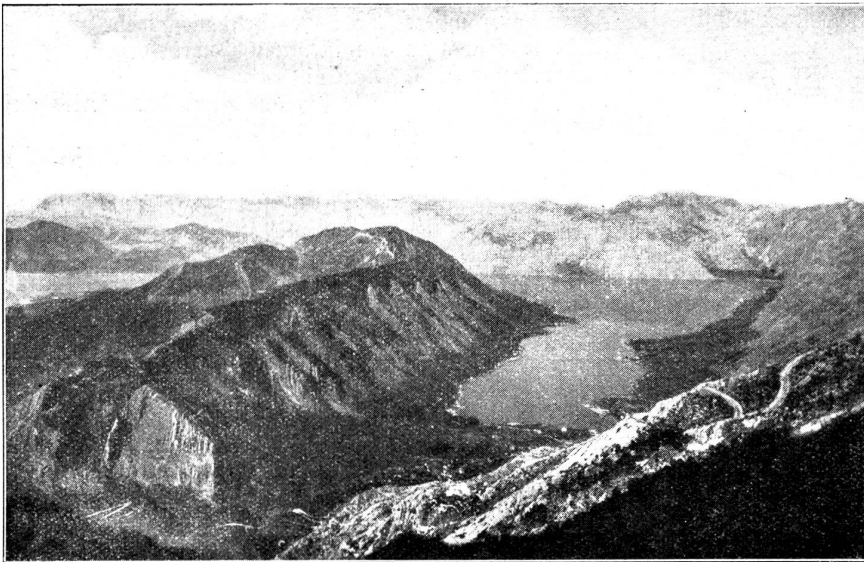
Als er nach Hause zurückkehrte, sah er seine Frau tröstlos über dem Bett des Kleinen liegen, neben ihr lag der Tod. Mit Güte, aber doch bestimmt hob er sie auf: „Meine liebe Irene!“ sagte er.

„Du warst nicht da“ schluchzte sie.

Betroffen über seine Ruhe schaute sie ihn fragend an. Dann erhob sie sich und lehnte sich an ihn, den starken Mann, dem die Pflicht über alles Leben ging.

Montenegro, das Land der Cernogoren.

Montenegro, das Land der schwarzen Berge, einer sagenhaften Geschichte, einer morgenländisch anmutenden Tradition zieht uns Westeuropäer mächtig an. Ich hatte in den letzten Jahren dreimal das Bergnügen, es zu bereisen. Und wenn man Land und Volk bei einem kurzen Aufenthalt natürlich auch nicht von Grund auf kennen lernt, Eindrücke sammelt man doch, die sich schließlich zu einem Gesamtbild zusammenfügen. Ich möchte in Kürze von meinen Besuchen erzählen.



Blick vom Aufstieg der Lovcenstrasse auf die Bucht von Kotor.

Früher war das Reisen in den schwarzen Bergen recht beschwerlich. Heute hat es schöne, breite Autostrassen, gute Postautoverbindungen. Es darf zwar nicht behauptet werden, daß bereits das ganze ehemalige Königreich touristisch erschlossen ist. Ostmontenegro mit seinen entzückenden Landschaften, seinen herrlichen Bergseen, seinen großen, wildreichen Hochwäldern, seinen Felsenklöstern ist der Wanderwelt eigentlich noch herzlich wenig bekannt. Man begnügt sich mit dem Besuch der Hauptstadt Cetinje, fährt durch eine trostlose, wilde Karstlandschaft, in der die Gebirgszertrümmerung wahrhaft gigantische Formen annahm und — erhält einen ganz falschen Begriff von Montenegro. Man müßte zum mindesten auch einen Abstecher in das montenegrinische Littorale am adriatischen Meer, zu Füßen des steilen Maingebirges, wagen, in die Gegend des Skutarisees, müßte über Podgorica, dem Zetafluß entlang, nach Danilowgrad und über den Gebirgsattel nach Niksic fahren, dem Ausgangspunkt für den Besuch des Durmitor, des höchsten Berges des Landes (2500 Meter). Dazu benötigt man allerdings mindestens eine Woche. Und wenn man sich erst Zeit nimmt, im gasthausarmen Gebiet des Ostabhanges des Durmitors rauschenden Bergbächen und stillen Bergseen entlang zu wandern, in den einfachen Holzhütten bei lieben Leuten einzufehren, die fast durchwegs Analphabeten, aber gerade deswegen vielleicht von einer rührenden Zuverlässigkeit sind, wird sich der Eindruck der düsteren Natur, den man auf der Fahrt nach Cetinje bekommt, etwas mildern.

Die meisten Westeuropäer werden ihre Montenegrofahrt in Dubrovnik, dem alten Ragusa, beginnen. Die Fahrt durch die Bucht von Kotor nach dem alten Cattaro ist das grandiose Finale einer dalmatinischen Küstenfahrt. Man fühlt sich in einen nordischen Fjord versetzt, könnte auch mit unserem Vierwaldstättersee Vergleiche anstellen. Dort wie hier die Vielgestaltigkeit der Buchten, getrennt durch enge Kanäle. An beiden Orten steigen steile Berge aus den blauen Fluten zu gigantischer Höhe. Sind aber um den Vierwaldstättersee herum die Bergflanken im Sommer in erfrischendes Grün getaucht, so haben wir hier das graue, öde Karstgebirge. Nur die Uferstriche sind in ein südliches Paradies verwandelt.

Von Kotor aus steigt in 142 Kehren die weltberühmte Lovcenstrasse ins ehemalige Reich Nikitas, unglaublich kühn angelegt. Sie gilt mit Recht als eines der sieben touristischen Weltwunder. Mit großer Sicherheit winden sich die ausgezeichneten Chauffeure um die Spitzkehren. Täglich unter uns erblicken wir die Bucht von Kotor, in unwirklichem

Blau. Nun werden auch die Buchten von Tivat, Risan, Topla sichtbar, jetzt über fernen, grauen Bergen das offene Meer. Im Süden haben wir das montenegrinische Littorale. Auf 900 Meter Höhe, wohlverstanden von 0 Meter an, schraubt sich die Straße, biegt nun um den Lovcen, den montenegrinischen Nationalberg, herum. Seitab steht, als Denkmal aufgerichtet, ein nicht explodiertes 42 Zentimetergeschöß. Im Januar 1916 stürmten die Oesterreicher in einem Schneesturm den Lovcen. Französische Kriegsschiffe drangen in die Bucht von Kotor ein, um die Montenegriner im Abwehrkampf zu unterstützen. Sie schickten den Blindgänger herauf.

Wir befinden uns im Bergkessel von Njegos. Im ganzen Karstgebiet gibt es solche Bergkessel, nirgends allerdings in diesem Ausmaße. Man nennt sie Dolinen. Viele Gelehrte glauben, sie seien durch den Zusammenbruch unterirdischer Höhlen entstanden. Regen und Stürme schwemmen und wehen die fruchtbare Erde, die terra

rossa, in diese Dolinen hinunter, im Karst die einzig bebauten Gebiete. Der Kessel von Njegos ist wohlbebauet, die Hänge aber sind kahl, öde, mit Gesteinstrümmern bedeckt, als ob Riesen hier eine gigantische Schlacht geschlagen hätten. König Nikita stammte aus Njegos, das im Abwehrkampf gegen die Türken stets das letzte Bollwerk der Cernogoren war. Sein einfaches Geburtshaus steht am Wege, eine kleine Villa, wie es in der Schweiz tausende gibt. Heute dient sie einer Mädchenschule.

Wieder windet sich die Straße höhwärts zum 1247 Meter hohen Bergsattel von Krivacko Zdrjelo. Nun überblicken wir den größten Teil des einstigen, 10,000 Quadratkilometer messenden Königreichs, sehen nordöstlich den Durmitor, direkt östlich ein Stücklein des Skutarisees, vom Volke Stadersko-jezero geheißt, darüber die Albanerberge. Wenn eine Wolke die Sonne verdüstert, so bekommen die sonst grauen Karstberge einen schwärzlichen Ton. Dann versteht man den Namen „schwarze Berge“.

Cetinje liegt ebenfalls in einer fruchtbaren, wohlbebauten Talmulde. Es hat heute ungefähr 6000 Einwohner, ist nicht etwa die größte Stadt des Landes, aber zentral gelegen. Die Häuser sind meist einstöckig, recht armselig. Die Straßen sind breit, geradlinig, so ungefähr, wie man sie sich in amerikanischen Neusiedlungen vorstellt. So bekommt der Ort eher den Habitus eines großen Dorfes. Als größere Gebäude fallen die früheren Gesandtschaftshäuser fast aller europäischen Staaten auf, die Kasernen, der Königspalast, das Kloster, die Regierungsgebäude.

Vor dem Königspalast zeigt man den unter Ulmen stehenden Brunnen, wo König Nikita seinem Volke Recht sprach, seine Wünsche entgegennahm. Der Palast selber ist mehr als einfach, man möchte bescheiden sagen. Die Gliederung weist als einzigen Schmuck eine kleine offene Veranda in einen Garten auf. Die Inneneinrichtung allerdings ist geschmackvoll. Heute ist der Palast ein Museum. Da hat es einige Glaschränke voll Orden, die Nikita 1916 bei seiner Flucht zurücklassen mußte. Alle möglichen Länder und Herrscher haben sie dem Fürsten der schwarzen Berge geschenkt. Wenn Nikita sie alle hätte tragen wollen, so hätte er sich über und über, vorne und hinten, damit dekorieren können. Und für sein Gefolge wären immer noch genug übrig geblieben. Mehr Interesse weckt die wirklich wundervolle Waffensammlung. Mit der gebührenden Ehrfurcht bestaunen wir auch das Billard, das sich der Fürst als einzigen Luxus gönnte. Heute hat es in allen Re-

Restaurants solche, und der Montenegriner scheint nach meinen Beobachtungen überhaupt ein leidenschaftlicher Billardspieler zu sein. In das erste und einzige Stockwerk führt eine Doppeltreppe. Die Wände sind mit zahlreichen Bildern und Photographien geschmückt. Die Zimmer vermitteln einen Einblick in das Privatleben des Königs. Anhand der großen Gemälde kann man Ahnengeschichte auffrischen. Alle Porträts früherer Herrscher sind aufgehängt, dazwischen Familienbilder der gut verheirateten Töchter Nikitas. Zwei waren bekanntlich in Rußland, wo sie zu den ärgsten Kriegshehrerinnen gegen Deutschland und Oesterreich gehörten. Die italienische Königin ist eine Montenegrinerin. Trotz allem: Der Herrscher über die Cernogoren lebte sehr einfach!



Strasse in Cetinje.

In den schwarzen Bergen lebt ein schöner Menschenschlag. In ihm scheint noch recht viel illyrisches Blut zu fließen, mehr als slavisches. Besonders stattlich, imponierend sind die Männer, prächtige Gestalten von wahrhaft fürstlichem Gepräge. Die Nationaltracht ist im Küstengebiet und den Hauptzentren fast verschwunden, wird aber im Innern noch oft getragen. Die Hufe der Männer ist blau, die Schärpe rot, die Weste goldbestickt. Statt der Schuhe werden häufig die selbstverfertigten Dpanken getragen. Auf dem Kopfe sitzt die unvermeidliche Kappa. Wie preußische Grenadiere schreiten sie einher, im Gürtel eine fürchterliche Pistole von größtem Kaliber, der besondere Stolz des freien Mannes. Mzu gefährlich soll sie nicht sein. Viel einfacher kommt die Frau gekleidet. Die Festtagstracht bekam ich allerdings nie zu sehen, soll aber sehr kostbar und farbenfroh sein. Das weibliche Alltagskleid ist schwarz, düster, unterstreicht den düsteren Charakter der Natur. Der montenegrinische Mann fühlt sich als Held. Er ist auf alle Fälle der Herr im Hause. Ihm hat sich alles zu unterwerfen. Nicht umsonst sagt ein montenegrinisches Sprichwort: Je strenger der Mann, desto besser das Weib! So will es das patriarchalische Verhältnis.

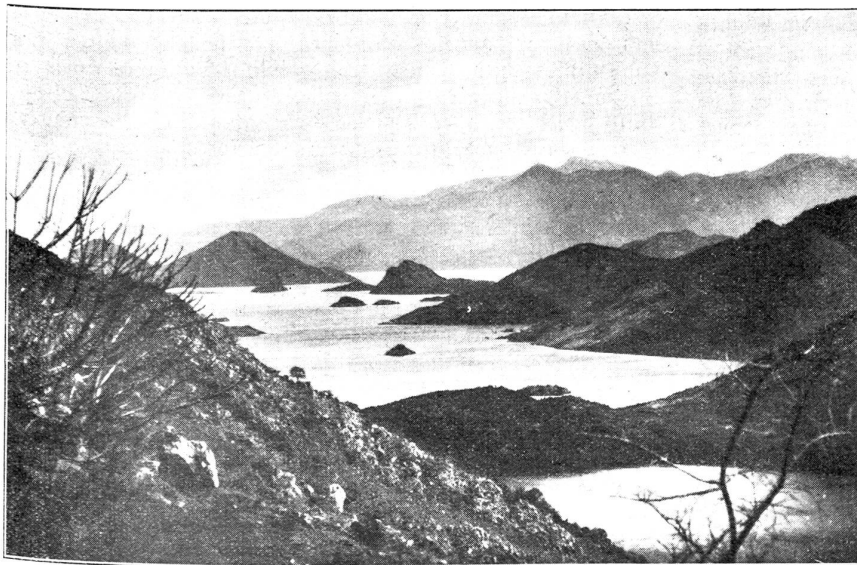
Das montenegrinische Bauernhaus ist sehr einfach. Meist sind es im westlichen Teil nur niedrige, aus roh behauenen Steinen zusammengefügte Hütten mit kleinen Fenstern, strohgedeckten Dächern. Selbst in der Hauptstadt

Cetinje sah ich solche. Bei ärmeren Leuten hat das Hausinnere nur einen einzigen Raum, den Menschen und Tiere friedlich teilen. Von der Decke hängt der ruhige Kessel, der mit einem Drehbalken über die Feuerstelle gebracht wird, ähnlich wie es in unsern Sennhütten ist. Einfache, roh gezimmerte Bettstellen, mit Decken belegt, dienen als Ruhestätten. Ein einfacher Brettertisch, einige Stühle oder Klöße vervollständigen das „Mobilier“. Im waldreichen Innern des Ostens haben die Hütten Blochhauscharakter und sind etwas wohllicher.

An der Küste, bei Budva, Bar (Antivari), Ucinj ist der dalmatinisch-italienische Einfluß auf die Bauart unverkennbar. Die Häuser sind aus solidem Mauerwerk, villenartig, mit Ziegeln gedeckt. Die Leute leben außerordentlich einfach. Das Alltagsgericht ist eine Art Sterz, ein verkoktes Fladenbrot oder Maisbrei. Das wird mit etwas Rhum übergossen. Dazu gibt es Käse und Eier.

Von Cetinje gelangt man auf guter Autostraße in 15 Kilometern an den Skutarisee. Er ist 40 Kilometer lang, 12 Kilometer breit, sehr seicht, die Ufer mit Schilf bewachsen, stellenweise kaum 6 Meter tief. Von Birpazar aus fährt eine Kleinbahn an die Küste. Der Ort erinnert übrigens an die montenegrinische Vesper im Jahre 1702. Die Türken hatten das Kloster in Cetinje eingekerkert. Dafür wurden nun in einer Nacht alle Türken in Birpazar niedergemetzelt. Podgorica ist ein betriebsames Städtchen in einem freundlichen weiten Tale, hat etwas über 15,000 Einwohner. Hier wird neben Mais, Gerste, Reben auch ziemlich viel Tabak gebaut. Schon vor dem Kriege hatte es eine große Tabakfabrik, mit italienischem Gelde gebaut. Da Podgorica erst im 19. Jahrhundert zu Montenegro kam, hat es heute noch seinen türkischen Teil, seine Osmanen, seine Minarets, von welchen fünfmal im Tage der Muezzin seinen Gebetruf erschallen läßt, der die Gläubigen in die Moschee ruft. Im nahen Kruschewak hatte König Nikita seinen Landsitz. Hier hatten übrigens schon die Römer eine große Stadt, Dioclea, die Hauptstadt der Provinz gleichen Namens. Das weite Trümmerfeld mit einer gut erhaltenen antiken Wasserleitung bietet viel Interessantes.

Wer Zeit hat, wird reich belohnt, wenn er die Tour von Podgorica über Danilowgrad nach Niksic ausführt. Da lernt er



Am Skutarisee.



Die montenegrinische Stadt Podgorica.

die Cernogoren in ihrer ganzen Ursprünglichkeit kennen. Der Fremdenverkehr wirkte noch nicht raffeverfälschend und abschleifend. Man trägt die alte Nationaltracht, ist außerordentlich gastfrei. Nirgends reißt man sicherer als hier. Da braucht man nicht Angst zu haben, daß man bestohlen wird. Niksic selber hat 4500 Einwohner, gehört auch erst seit 1878 zu Montenegro. Die pittoreske alte türkische Festung ist noch erhalten. Die stattliche Kathedrale, für das armselige Städtchen fast zu pompös, wurde seinerzeit mit russischem Gelde gebaut, wie ja überhaupt Rußland sich des kleinen Landes vor dem großen Umsturz väterlich annahm. Eine gute Straße bringt von Niksic nach Trebinje im alten Herzegowina, einem ansehnlichen Städtchen mit Schmalspurbahn nach Ragusa. Hier hatten die Oesterreicher bis 1918 stets große Truppenbestände, um das immer kriegerische Bergvolk in Schach zu halten.

Montenegro ist ein armes Land, vielleicht das ärmste in Europa. Industrien, die Verdienst bringen könnten, hat es wenige. Aber wie die Orientalen huldigt der Montenegriener eben dem unheilvollen „Javalusk“, jenem fatalistischen Phlegma der Türken des Gewährens und Gehenslassens. Besonders der Mann findet es unter seiner Würde, schwere Arbeit zu leisten. Er ergibt sich lieber einem süßen dolce far niente und raucht tagsüber seine unvermeidlichen Zigaretten.

Zum Schluß noch einige Angaben aus der montenegrinischen Geschichte. Im 7. Jahrhundert gehörte das Gebiet als Fürstentum Zeta zum serbischen Reich, wurde aber von einem eigenen Zupanen regiert. Am 28. Juni 1389 wurde das serbische Heer auf dem Amselfelde von den Türken besiegt, das Land unterworfen. Damals machte sich Montenegro selbständig, kämpfte in seinen Bergen immer wieder gegen die Türken und ließ sich nie unterkriegen. Mit der Muttermilch nahm jeder Montenegriner den Türkenhaß in sich auf. Seine völlige Unabhängigkeit, von der Türkei anerkannt, erhielt Montenegro zwar erst durch den Berliner Vertrag von 1878, der wichtige Gebietserweiterungen brachte. Nach dem Aussterben der Fürstenfamilie Balcini wurde 1420 Stefan Cernogorac als Fürst gewählt. Von ihm erhielt das Land den Namen Cernogora, das Land der schwarzen Berge. 1852 anerkannten Rußland und Oesterreich den weltlichen Fürstentitel. Fürst Danilo führte die allgemeine Militärpflicht ein und schuf ein Gesetzbuch. Sein Neffe Nikita I. gab 1879 dem Lande eine Art Verfassung. 1910 gab sich Nikita den Königstitel. Er war unzweifelhaft kein unfähiger Herrscher, schlau, ein geliebter Diplo-

mat, der die Gegensätze zwischen den Großmächten klug für sich auszuwerten wußte. Im Lande selber konnte er gegen Gegner sehr rücksichtslos werden. Im Herbst 1918 beschloß die montenegrinische Nationalversammlung den Anschluß an das großserbische Reich, an Jugoslawien. F. V.

Eduard Müller, ein Berner im Bundesrat.

Charakter, Willenskraft und Begabung bestimmen, sagt man etwa, die Lebensbahn des Menschen. Für den politisch Handelnden gibt es noch einen weiteren entscheidenden Faktor: die Zeit, in die er gestellt ist. Wenn Bundesrat Eduard Müller nicht zu den lautesten Namen der neuern Schweizergeschichte zählt, so ist es nicht deshalb, weil es ihm an Tatkraft, Begabung oder gar Charakter gefehlt hätte — darüber verfügte er in reichem Maße. Es

ist die Zeit, die ihm seine stillere Aufgabe zuwies.

Als er in die politische Arena trat, da waren die großen Kämpfe um die Gründung der neuen Eidgenossenschaft, des Bundesstaates von 1848, längst vorüber, vorüber die Jahre der Putzche, Staatsstürze, Freischaren, des Sonderbundskrieges, vorüber auch der heftige Streit um die Bundesrevision in den Siebzigerjahren. Nur mit seiner Geburt reicht Eduard Müller in die stürmischen Zeiten vor 1850 zurück.

Wie Dachsenbein und Stämpfli — und später Scheurer — ist er ein Sohn des Seelandes. Er stammt aus einer Nidauerfamilie. Sein Urgroßvater war Schloßgärtner des Landvogts von Nidau zur Zeit des Uebergangs. Eduard Müller wurde 1848 zu Dresden geboren, wo der Vater als Pfarrer der dortigen reformierten Gemeinde wirkte. Daß er in Deutschland zur Welt kam, ist während des Weltkriegs von seinen Gegnern übel gedeutet worden, und dies hat viel dazu beigetragen, seine letzten Lebensjahre zu verbittern. 1849 wurde Pfarrer Müller an die Heiliggeistkirche in Bern berufen, und die Familie siedelte nach der Bundesstadt über. Der aufgeweckte Sohn durchlief die Stadtschulen und studierte dann die Rechte in Bern, Leipzig, Heidelberg und Paris.

Nun begann eine blendende Karriere, die ihn rasch und scheinbar mühelos zu hohen und höchsten bürgerlichen und militärischen Ehren trug. Mit 26 Jahren war er — damals einziger — Gerichtspräsident der Stadt Bern. Bald schied er aber aus dem Staatsdienst aus und eröffnete ein Advokaturbureau: als Fürsprecher genoß er einen hervorragenden Ruf. Mit 34 Jahren kam er in den bernischen Großen Rat; mit 36 entsandte ihn das bernische Mittelland in den Nationalrat, den er 1890/91 präsidierte. In den Achtzigerjahren stand er an der Spitze der Freisinnigen der Stadt Bern und stürzte nach hitzigem Wahlkampf das konservative Stadtregiment; bis zu seiner Wahl in den Bundesrat amtierte er nun als Stadtpräsident.

Nicht weniger glänzend gestaltete sich die militärische Laufbahn Eduard Müllers. Als Leutnant stand er 1870/71 an der Grenze; mit 24 Jahren war er Hauptmann, mit 28 Major des Berner Stadtbataillons, mit 37 Infanterieoberst; er kommandierte zuerst die 4. Infanteriebrigade, dann die 5. Division und endlich die 3., die Bernerdivision. Ein steiler, ein leuchtender Aufstieg. Als 1895 Bundesrat Schenk an den Folgen eines Anfalls starb, da gab es in der Frage der Nachfolge beim Volke nur eine Stimme: Müller.